Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

181 (6.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Rundfunk und Fernsehen

Gespräch mit dem Direktor der Reichs-Rundfunkgesellschaft

Von Georg Biesenthal.

Nachdem Fernsehen und Fernkino in den letzten Jahren immer wieder neue Sensationen entfesselt haben, ist es an der Zeit, einmal zu fragen, was denn nun bei all den vielen Erfindungen für den Konsumenten dieses Fortschritts: Für den Rundfunkhörer, praktisch herauskommt. Wie der Maler von der Staffelei zurücktritt, um die werdende Schöpfung zu überblicken, müssen auch wir von den Laboratorien der Ingenieure, einmal Distanz gewinnen, um zu prüfen, wie weit ihr Werk gediehen sei. Unser Mitarbeiter hat deshalb in einem Gespräch mit Dr. Magnus, dem Direktor der Reichs-Rundfunkgesellschaft, der gleichzeitig Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Fernsehvereins ist, folgende Fragen aufgeworfen: „Wie steht es um die Anwendung der Fernsehtechnik auf die Praxis?" — „Wann wird der Rundfunk Fernsehen in sein Programm aufnehmen?" — „Was hat der Rundfunkhörer von diesem Programm zu erwarten?" — Die Antworten, die Dr. Magnus, auf diese Fragen erteilte, sind als authentische Aeußerungen zu betrachten.

Dr. Magnus wies zunächst darauf hin, daß man seit der Funkausstellung auf der die heute vorliegenden Systeme von Baird, Karolus, Mihaly gezeigt wurden, im Reichspostzentralamt dauernd mit der Prüfung neuer Ergebnisse und mit der permanenten Erprobung der genannten Systeme beschäftigt sei.

„Diese Forschungsarbeiten sind für den Funk von größter Bedeutung. Denn von ihrem Resultat hängt es ab, ob und wann wir den Fernsehfunk in unser Programm aufnehmen werden. Ich möchte betonen, daß wir an sich durchaus bereit sind, unsere Hörer nun auch zu „Sehern" zu machen — aber hier kommt alles auf die nächste Entwicklung der Technik an. Diese Entwicklung ist gegenwärtig noch nicht so weit gediehen, um für den Rundfunk etwas brauchbares bieten zu können. Die Fernsehbilder, wie sie heute hergestellt werden, könnten zwar das Interesse einiger aufmerksamer Bastler wachhalten, haben aber noch nicht die Qualität, die sie für Rundfunkzwecke eben haben müßten.

„Um ganz gewissenhaft vorzugehen, werden wir in diesen Wochen großzügige Empfangsbeobachtungen der gegenwärtigen Sendungen veranstalten. Wie sie wissen, werden seit einiger Zeit vom Witzlebener Sender in Berlin täglich vormittags und in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend Fernseh-Versuchssendungen durchgeführt. Sie zu empfangen steht schon heute jedem Rundfunkhörer frei. Die Beobachtungen, die wir jetzt beim Empfang dieser Versuchssendungen systematisch sammeln werden, können die Verwirklichung der Fernseh-Träume wesentlich beschleunigen. Ich betone nochmals: Der Rundfunk wird keine Kosten scheuen, um das Fernsehen in jenem Moment beginnen zu lassen, in dem es ein Fernsehen wirklich gibt! Das heutige Fernsehen ist aber zum großen Teil nur ein Fern-Schielen."

„Um die Schwierigkeiten aufzudecken, die wir überwinden müßten, brauchte ich nur die Aufgaben zu zeigen, die es zu erfüllen gäbe. Wir haben seinerzeit beim Bildfunk nur Photos übertragen können — also nur Bilder, die jeder Rundfunkhörer auch in seiner Zeitung sehen kann —, und wir haben den Bildfunk eingestellt, weil der Rundfunkhörer sie in seiner Zeitung eben auch — billiger sehen kann. Beim Fernsehen könnten wir natürlich sehr viel mehr bieten: Uebertragung aktueller Vorgänge, bildliche Ergänzung der gesprochenen Funk-Reportage usw. Die Sende-Apparatur ist aber noch so kompliziert, daß sie kaum transportabel ist, und bei Versammlungen, Feiern, sportlichen Veranstaltungen nur unter großen Schwierigkeiten aufgebaut werden könnte. So, wie sie heute ist, kann man sie mithin für aktuelle Bildberichterstattung nicht verwenden, und gegenüber dem Kurbelkasten wäre sie kaum konkurrenzfähig. Man müßte also zunächst mit dem Fernsehen von Filmen beginnen, aber auch das wäre schon ein gewaltiger Fortschritt."

„Gesichter, die für eine Fernübertragung nicht eigens geschminkt sind, wirken meist undeutlich, blaß und verschwommen — auch dieser Mangel verhindert vorläufig noch das Fernsehen aktueller Vorgänge. Er hindert freilich nicht das Fernsehen eigener unterhaltender Darbietungen — aber hier wie dort wären Empfangsapparate notwendig, die das Mattscheibenbild vergrößern und auf eine Leinwand werfen. Solche Geräte anzuschaffen, wäre für den Rundfunkhörer natürlich entsprechend teuer."

„Und damit sind wir beim Portemonaie angelangt. Ich glaube kaum, daß man die Rundfunkgebühren für das Fernsehen erhöhen wird. Aber es gibt noch keine Empfangsgeräte, die im Serienbau möglichst billig hergestellt und also volkstümlich werden können. So lange es solche Geräte nicht gibt, ist die Einführung des Fernsehens im Rundfunk zwecklos. Denn wir wären ohne Publikum, ohne Resonnanz, und die Sendungen würden „unter Ausschluß der Oeffentlichkeit" stattfinden. Darum liegt hier, in der Schöpfung billiger Apparate für den Fernsehempfang eine der wichtigsten Aufgaben für die Erfinder und die hinter ihnen stehende Industrie. Daß eine solche Verbilligung schnell zustandekommen kann, wenn nur der gute Wille da ist, hat die Radioindustrie ja schon einmal bewiesen."

„Noch ein zweites Moment ist zu denken. Einführung des Fernsehens würde zweifellos einen unabsehbaren Gewinn für den pädagogischen Funk bedeuten. Fast alle Vorträge — seien sie nun technischer, geographischer, naturwissenschaftlicher, kunsthistorischer Art — wären durch Bildfolgen wirksam zu illustrieren. Wir brauchten aber, ebenso wie bei den Reportagen und unterhaltenden Darbietungen, zwei Wellen: eine für Bild, eine für Sprache. Die Wellen aber sind knapp geworden im Atelier. Sollen einige Wellen frei werden, so müssen wir den Bau der neuen Großsender energisch vorwärts treiben. Größere Frequenzbereiche sind Voraussetzungen für das Fernsehen, und die geplanten Riesensender haben dafür zu sorgen, daß diese Voraussetzungen erfüllt werden. In die Kette der Arbeiten, die uns schließlich zum Fernsehen für alle Rundfunkhörer führen werden, fügen sich die Großsender ein als wichtigste Glieder.

Gehörkranke und elektrisches Hören

In der Ohrenklinik der Universität Jena wurden kürzlich von Dr. R. Perwitschy sehr interessante Untersuchungen darüber angestellt, in welcher Weise die elektrische Wiedergabe von Tönen und Worten auf Gehörkranke wirkt. Es wurde die überraschende Feststellung gemacht, daß zum elektrischen Hören weder ein intaktes Trommelfell noch die sogenannten Gehörknöchelchen erforderlich sind. Sogar bei Verkalkungen des Gehörorgans, einer nicht seltenen Alterserscheinung, ist die Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Schädelknochen nicht ausgeschlossen. In vielen Fällen von Gehörkrankheiten zeigte sich sogar, daß durch das Hören mit dem Schädelknochen der Bereich der gehörten Schwingungen bedeutend erweitert wurde. Besonders der Fall eines Kranken war aufschlußreich, der auf einem Ohr völlig taub war und auf dem anderen eine Hörlücke von drei bis fünf Oktaven aufwies. Durch das elektrische Verfahren war dieser Kranke in der Lage, selbst im Bereich des Hörausfalls sehr deutlich zu hören. Nur bei absolut Tauben blieben die Versuche wirkungslos. In einem Falle freilich schien es, als ob ein Tauber zwar die Sprache nicht verstehen, jedoch die Töne vernehmen konnte.

Radioamateurs haben mit ähnlichen Experimenten schon früher entsprechende Beobachtungen machen können. Wenn zwei Personen mit einer Hand je ein Ende des Kabels anfassen, das für den Kopfhörer oder Lautsprecher bestimmt ist, und die eine Person mit der freien Hand gegen das Ohr des Partners drückt, so kann dieser die Sendung hören. Eine sehr merkwürdige Form von elektrischem Hören ohne Membrane, für die man bisher noch keine sichere Erklärung gefunden hat, die aber mit dem oben erwähnten Hören mit dem Schädelknochen sicher in Verbindung zu bringen ist.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Broschüren können von unserer Verlags-Buchhandlung bezogen werden.

„Die Sendung"

Hunderttausende sind heute Zeugen von Ereignissen, die ihnen früher nur durch die Zeitungen bekannt geworden wären. Der Rundfunk ist dieser ebenso geheimnisvolle wie gewaltige Vermittler, der die Hörer an den wichtigsten Ereignissen der Zeit teilnehmen lässt, an einer Reise Hindenburgs, an einer Rede Einsteins vor dem Weltparlament der Techniker, an den Kämpfen der Sportler aller Grade. Diesem außerordentlichen Fortschritt in der Erfassung der Welt widmet die neueste Nummer der Zeitschrift „Die Sendung" (Verlag Hermann Reckendorf G. m. b. H., Berlin SW. 48) einige Artikel, in denen die Funkreportage unter verschiedenen Gesichtspunkten behandelt wird. Der Augenblick für diese Erörterung ist günstig gewählt, da gerade in den nächsten Tagen die Funkreportage eine Großleistung aufweisen wird, indem der Wiener Sender während eines Tages das Leben und Treiben der Kunststadt Salzburg den Hörern vermittelt. Das Heft der „Sendung" enthält außer dem einen Aufsatz vom Dichter Erich Mühsam über Balzac und Maupassant und an technischen Aufsätzen unter anderem die Darstellung eines kombinierten Meßgerätes von Karl Mahlmann. Hierzu noch der über 30 Seiten starke Programmteil, der dem Verlangen der Rundfunkhörer nach einer unbeschränkten, internationalen Programmwahl ausgiebig Rechnung trägt. „Die Sendung" ist im Buch- und Zeitungshandel zum Preise von 25 Pfennig überall zu haben. Bestellungen für monatlich 96 Pfennig nimmt jede Postanstalt bei freier Zustellung entgegen.

Filmschauspielerinnenelend in Japan

Der Einfluß der europäischen und amerikanischen Theater, vor allen Dingen aber der Einfluß des Films, hat in Japan den Anlaß zu einer sehr wesentlichen Aenderung im Theaterleben geführt: die Frauen, die seit Jahrhunderten völlig vom japanischen Theater verbannt waren, haben die verlorenen Positionen im Sturm zurückerobert. In großen Scharen halten sie bei Bühne und Film ihren Einzug und eine ganze Reihe von Namen sind schon zur Weltgeltung gelangt. Wir erinnern nur Akiko Tschibaye, die in dem bekannten japanischen Film „Im Schatten des Yoshiwara", die Hauptrolle spielte. Ihre fremdartige Schönheit, ihre durchgeistigte Darstellungskunst haben ihr viele Anhänger erworben und das Interesse auf das japanische Theater und den japanischen Film gelenkt.

Die Frauen drängen sich zu Theater und Film obwohl die Aussichten, die sich ihnen speziell beim Film eröffnen, keineswegs rosige sind. Bei kleinen Gagen selbst für die nahmhaften Schauspielerinnen werden physisch von den Frauen außerordentliche Leistungen verlangt. Sie müssen oft 20 Tage im Monate arbeiten und eine Arbeitszeit von 12 Stunden in den Ateliers ist keine Seltenheit. Dabei reichen die Gagen nicht aus, um sich die Garderobe anfertigen zu lassen, die die Schauspieler selbst zu stellen haben. So ist die Filmschauspielerin gezwungen, auch noch ihre Kimonos und ihre für den Film notwendigen europäischen Gewänder in ihrer knappen Freiheit selbst zu arbeiten. Die goldene Gegenflut von Hollywood ist noch nicht bis nach Japan gedrungen.

Die Tradition des japanischen Theaters ist alt. Seit die erste von einer Frau Izo-no-Zenji gegründete Schauspielertruppe mit ihren Darbietungen das Volk entzückte, sind fast 1000 Jahre vergangen. Im Jahre 1108 trat Izo-no-Zenji zunächst als Tänzerin auf und der Erfolg, den sie damit hatte, veranlaßte sie zur Gründung einer Schauspielertruppe.

Die herumziehenden Schauspielertruppen verkamen dann nach und nach. Man gestattete ihnen nur in ausgetrockneten Flußbetten ihre Schaustätten zu errichten, um sicher zu sein, daß man sie mit Beginn der Regenzeit wieder los würde. Schließlich schritten die Behörden ein, und es durften überhaupt nur noch Truppen auftreten, die nur aus männlichen oder weiblichen Spielkräften bestanden, und endlich gestattete man überhaupt nur noch Puppenspiele, die auch jahrhundertelang die einzige schauspielerische Darbietung in Japan blieben.

Als endlich wieder lebendige Menschen die Bühne bevölkerten, verschwanden die Frauen vollkommen und alle Rollen wurden von Männern verkörpert. Das hatte vor allem seinen Grund darin, daß die Frauen den Anstrengungen, die bei diesen vielen Stunden währenden Darbietungen an die Körperkraft des Schauspielers gestellt wurden, einfach nicht gewachsen waren. Im Laufe der Zeit entwickelten die japanischen Schauspieler in der Kunst, Frauengestalten zu verkörpern, ganz außerordentliches Talent. Noch heute gibt es in China so auch in Japan genug hervorragende Frauendarsteller, die wahre Beifallsstürme des Publikums durch ihre eigenartige Kunst erwecken. Wenn man ihre Stimmen hört, die Grazie ihrer Bewegungen beobachtet, ihre ganze Erscheinung betrachtet, glaubt man kaum, daß sich hinter alledem ein Mann verbirgt.

Jetzt haben sich die Frauen die Japanische Bühne zurückerobert und nun sieht man sie nicht nur Frauenrollen sondern auch Männerrollen spielen und es kommt oft genug vor, daß man einen Mann in einer Frauenrolle und daneben eine Frau in einer Männerrolle auftreten sieht.

E. S.

Die Himmelsschuhe

Novelle von **Louise Schulze-Brück**

Copyright by Hesse u. Becker Verlag, Leipzig

17 (Nachdruck verboten.)

Nun schlief die Lisett schon eine Stunde ganz fest und gut und ihre Stirn fühlte sich feucht an. Und die Lies saß in dem großen Backenstuhl am Ofen, müd und zerschlagen, daß sie jedes Glied schmerzhaft zu spüren meinte, und doch in einer tiefen Ruhe, das erste Mal seit vierzehn Tagen. Sie dämmerte so hin. Alle schweren Gedanken drängte sie von sich fort, nur ruhen wollte sie, ruhen in der Hoffnung, daß die Lisett nun bald gesund würde.

Da tappten dicht an ihrem Fenster schwere Tritte und sie hörte, wie die Haustür aufging. Unwillig stand sie auf, schwer und mühsam. Wer kam denn da, sie zu stören. Sie öffnete leise die Tür — in dem halbdunkeln Flur konnte sie die Draußenstehenden nicht erkennen. Aber als sie ins Licht kamen, stutzte sie. Der Ortsschulz, der Vater des Halfen-Franz und die Bas. Was wollten denn die!

„Tag zuvor."

„Tag auch," antwortete die Busche-Lies gedehnt. Und dann wies sie auf die Kammertür: „Macht leis, die Lisett schläft."

Die großen, schweren Gestalten der drei füllten die kleine Stube beinahe aus. Die Busche-Lies sah mit einem Blick, daß sie nicht aus Freundschaft kamen. Der Halfen-Bauer machte ein verbissenes Gesicht, der Ortsschulz ein halb verlegenes, unbehagliches, und die Bas sah sich mit dreister Neugier in der Stube um.

„Gut Wetter heute," begann der Ortsschulze. Er war ein Mann, der wußte, was sich schickt, auch in einem so schwierigen Fall wie dieser. Aber die Busche-Lies ließ ihm keine Zeit zu diplomatischen Einleitungen.

„Dafür seid Ihr doch nicht hergekommen, um vom Wetter zu reden," sagte sie scharf, aber gedämpft. „Was wollt Ihr von mir? Und macht fix, die Lisett darf nicht geweckt werden."

„Oho," sagte der Halfen-Bauer mit grober, breiter Stimme. „Macht keine Fisimatenten, Lies, und behabt Euch nicht. Ihr könnt sonst in schwere Ungelegenheiten kommen, mit der Ortsobrigkeit red't man nicht so."

Die Busche-Lies sah ihn gar nicht an. „Ich wüßt nicht, was die Ortsobrigkeit bei mir zu suchen hätt," sagte sie gelassen. „Ich zahl mein Zins und Steuer und kehr meine Straße zur Zeit."

Der Ortsschulz riß verlegen an seiner Jacke. Der Halfen-Bauer lachte grob:

„Da gibts auch noch annere Sachen als Zins und Steuer und Straßenkehren." Aergere!"

„Red, Schulz," sagte die Busche-Lies. Am liebsten hätte sie den Halfen-Bauer beim Arm gepackt und vor die Tür gesetzt. Das traute sie sich noch zu. „Was druckst du denn noch, Schulz?" fuhr er den Schulzen an. „Wenn du die Sach nicht auslegen kannst, dann werd ichs tun."

„Nee, nee," wehrte der Schulz. „Laß mich mal reden. Die Sach ist nämlich die, daß — man das Testament vom Halfen-Fritz nicht finden kann."

Die Busche-Lies lachte höhnisch:

„Das Testament nicht finden! Haha, da seid Ihr wohl in Schwulitäten! Da habt Ihr ja wohl nun ein arges Kreuz mit! Aber warum kommt Ihr denn da zu mir? Was hab ich denn mit dem Halfen-Fritz seinem Testament zu tun? Justament ich?"

„Wir haben gedacht," meinte der Schulz vorsichtig, „Ihr tätet vielleicht wissen, was das mit dem Testament auf sich hat."

„Ich?" sagte die Busche-Lies erstaunt. Aber dann ging eine Erkenntnis in ihr auf. Und sie sagte mit Nachdruck: „So, also ich täte vielleicht davon was wissen, meint Ihr? Kuck, wie ich Euch kenn! Da ist es ja nicht umsonst gewest, daß ich hab gleich daderfür gesorgt, daß dem Halfen-Fritz seine Schubladen und Schränk sind verretschiert worden. Da kann ich ja noch von Glück sagen, daß ich keine Minut allein in dem Haus gewesen bin, bis das geschehen war. Da muß mir ja die Bas das Zeugnis vor ablegen, daß das nicht gewest ist."

Die Bas murmelte etwas Unverständliches, aber der Schulz bejahte die Lies.

„Na, na, man konnte das doch nicht wissen. Der konnte das doch verstochen haben, und Ihr konntet das doch gefunden haben."

Die Busche-Lies sah ihn verständnislos an.

„Wo denn?"

„Na, in der Leinenlad oder bei seinem Sonntagszeug! Wer weiß denn, wo so einer was versticht."

Die Busche-Lies lachte kurz und hart:

„Wenn ich das gefunden hätt, da hätt ich das hingelegt; der hat doch zum Doktor gesagt, er hätts mit dem Notär fertiggemacht, wie der Doktor ihn drum ermahnt hat. Da wird das doch auch beim Notär liegen."

Der Ortsschulz lachte ärgerlich:

„Ja—a! Was der nicht all hat gesagt. Beim Notär ist er gewesen, das Testament hat der ihm aufgesetzt. Aber wie er das unterschreiben gesollt und da lassen, da hat er gesagt, er müßt das noch überlegen, und hat das mitgenommen und ist nicht wieder gekommen."

Nun wurde die Busche-Lies eigentlich erst aufmerksam. Wenn da kein Testament war, dann erbte ja der Halfen-Bauer, der ein Vetter vom Halfen-Fritz war, gar nichts. Der erbte ja nur was, wenn der Fritz ihm extra was vermacht hatte. Aber der Fritz hatte doch noch in seiner letzten Stunde von seinem Testament gesprochen. Das war doch eine seltsame Sache. Ach, das geschah denen schon recht, wenn sie nichts kriegten. Das wäre schon Recht und Gerechtigkeit, wenn der letzte böse Wille des Halfen-Fritz nicht in Erfüllung gehen könnte! Und sie mußte lachen.

Der Halfen-Bauer sah sie lauernd an:

„Lacht nicht zu früh, Lies. Ihr denkt, das ist Euch alles gegönnt, daß Ihr uns um unser Teil gebracht habt."

„Ich," sagte die Busche-Lies, „ich soll Euch um was gebracht haben? Was hab ich mit des Halfen-Fritz Testament zu tun?"

„Na, das ist doch klar wie Klößbrüh." Der Halfen-Bauer lachte sein grobes Bauernlachen. „Wenn das Testament sich nicht finden dann hab ich nichts vom Fritz zu erben, dann denkt Ihr, Eure Lies kriegt meinen Franz, da kann man sich nicht so widersetzen, wenn einer verordnet hat, daß das nicht sein darf."

Die Busche-Lies sah ihn gar nicht mehr an:

„Das Geschwätz versteh ich nicht," sagte sie zum Ortsschulz. „Was hat das alles mit mir zu tun?"

Der räusperte sich verlegen:

„Hm — tja — hm! Seht! Ihr, Ihr konntet doch so ein Papier gefunden haben, Ihr könntet doch da einmal reingekuckt haben, aus Neugier und Unbedacht, ohne daß Ihr Euch was dabei gedacht hattet, und da —"

Die Busche-Lies hatte sich in die Höhe gereckt, während der Schulz verlegen stammelte. Und nun sagte sie hart, während ihre Augen sich auf den Halfen-Bauer hefteten:

„Und was hätt ich dann mit so einem Papier gemacht?"

Sie hatte ihre Stimme erhoben, ohne noch an die Kranke in der Kammer zu denken. Und sie hörte nicht, daß es an der Stubentür klopfte, nun schon zum zweitenmal. Aber als sie jetzt die Tür öffnete und der Pastor eintrat, da lachte sie kurz auf:

„Ei, der Häär! Das paßt sich gerade gut. Da kann der Häär mich ja gleich auf meinen Eid nehmen, was ich von dem Halfen-Fritz seinem Testament weiß."

(Fortsetzung folgt.)